

Halleische Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstr. 57.

Halle a. S., Dienstag 5. Januar 1897.

Drucker Bureau Berlin S.W. Bernauerstrasse 3

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm hörte gestern Vormittag den Vortrag des Ober-Steuerdirektors des Civilministeriums und nahm allseits die Marineverträge entgegen.
Prinz Heinrich XIII. Kurfürst von Sachsen ist gestorben.

Die Mannheimer „Vollstunde“ hat den Fürsten Bischoff wiederholt in unaufrichtiger Weise beleidigt. Anführer des Reichsparlaments in Mannheim hatten nun an denselben das Ersuchen gerichtet, Strafantrag gegen das sozialdemokratische Blatt einzulegen.

Der Kaiser soll am Neujahrstage der Generalität gegenüber betont haben, daß es in nächster Zeit in Deutschland ernste militärische Aufgaben zu lösen gehe. Eine Einrückung der Armee sei vollkommen, jede einzelne Division müsse ständig weiter ausgebildet werden.

Eine neue Kabinettsordnung des Kaisers über die Zweifkämpfe in der Armee. Wie wir erfahren, ist am Neujahrstage eine kaiserliche Kabinetts-Ordre der Armee zur Kenntnis gebracht worden, welche eine Ergänzung der Einführungs-Ordre zu der Verordnung über die Ehrengerichte der Offiziere im preussischen Heere enthält.

Ein parlamentarischer Korrespondent endlich meldet, daß die am Neujahrstage ergangene Allerhöchste Kabinetts-Ordre bezüglich der Ehrengerichte der Offiziere in der preussischen Armee nicht, wie die „Allgemeine Zeitung“ mitgeteilt hat, den Ehrengerichten durch Erweiterung der Befugnisse der Ehrenräthe nicht die endgültige Entscheidung einräumt, sondern für die ehrengerichtliche Entscheidung als nachwirkende Instanz den Regiments-Kommandeur einsetzt.

Das Haus des Fürsten hat zwei Hauptwohnabtheilungen: das Herren- und die Frauen wohnen, und das Salonsal, das ausschließlich vom Hausherrn benutzt wird. Das Herrenzimmer ist für gewöhnlich größer angelegt, weil sich hier auch die Kinder und die weiblichen Diensthelfer aufhalten; das Salonsal ist kleiner, aber mit größerer Eleganz ausgestattet.

Dem Vernehmen nach genehmigt der Finanzminister Dr. Miquel am Freitag den Staatshaushalts-Entwurf für 1897/98 im Abgeordnetenhaus mit einer Rede einzubringen. Sodann wird man vorwiegend in die Interpellationen des Centrums, betr. die vorläufige Beschäftigung einer Anzahl als der deutschen Sprache sich bedienender Beamten in oberbayerischen Vereinen einzutreten.

Alle Offiziere und Beamtenvereine, sowie alle Konsumvereine sind aufgefordert worden, sofort ein Formular der den Verkäufer erteilten Anweisungen und der den Konsumberechtigten ausgehändigten Legitimationskarten zur Prüfung an die Regierung einzubringen.

Die „Berl. Vol. Nachr.“ mittheilen, daß Dr. Fetsch in englische noch überaus in antinationaler Sinne verdammt; am 7. Januar wird es zu langem Aufenthalt in Berlin einreisen.

Die deutsche Nationalfeier soll im Jahre 1900 gefeiert werden. Der Landtagsabgeordnete v. Schenkendorf hat in einer bei B. v. Bogl'scher in Leipzig erschienenen Schrift über die Mittheilung über den Plan. Es wird bemerkt: Die Anregung zur Bildung von örtlichen Volksfesten, die Schaffung einer Verbindungs-, einer Verbindungs-, einer Erhaltungsstelle derselben; die Anregung auf die große und breite Masse des Volkes, Körperguth zu üben, die Lebensübungen zu einer Volkssitte zu machen und diese zu normaler Entwicklung zu führen; die Förderung sozialen Ausgleiches durch Abwandlung einer Bürgergilde, welche soziale Gesinnung schärfen und pflegt, und die Stärkung des Nationalgefühls, die

Türkische Gastfreundschaft.

Es ist heute noch weniger denkbar, als es zuvor gewesen, daß sich zwischen einem Türken und einem „Franken“ das in dem Abendländer, ein Freundschaftsbündnis knüpfen. Das feste eine langjährige Bekanntschaft voraus und der Thatsache erschließt dem „Franken“, daß auch die Thier seines Hauses, wenn er dessen Freundschaft auf unaufrichtige Weise dem Türken nicht alleamt geborene Diplomaten - erprobt hat.

Kraft einer solchen auf bestanden Probe erhielt auch der Schilderer nachfolgender Begegnung eine Einladung in ein orthodox-türkisches Haus in Konstantinopel. Die Einladung lautete nach türkischer Zeitmessung auf zwölf Uhr Nachts, das ist nach der europäischen Uhr die Zeit des Sonnenunterganges. Wir mußten gute anderthalb Stunden zu Wagen über das schanderraste Plateau von Stambul kommen. Als wir endlich, nachdem bald die Stränge gerissen, bald die Reithel gezeichnet waren, glücklich in Ghab, dem westlichen Punkte am Goldenen Horn, wo unser Bey wohnte, anlangt waren. Mit seinen Gießern entließen wir dem mit seinen Namen „Bakar“ besetzten Käfig. Wir waren unser vier Geladene und hatten zum Glück im Hofal - das ist ein Laden, wo ein Weinfrüher, ein Fischehändler, ein Kaffeehaus und ein Freizeiter eintreffend neben einander haufen - einen Bekannten des Bey gefunden, der uns dienstfertig zur Wohnung unseres Gastgeber den Bey zeigte.

Wir traten in ein freundliches Gemach, in dessen Mitte ein großer runder Tisch zum Kaffeegestell stand. Der Metallstrang, den Abendheller unterwarf, erhellte den Türken den Wein; jedermann erlöst sich daran, die Frauen nicht ausgenommen. Das Anstich des Bey wiederholte von Befriedigung, es waren auch einige seiner Freunde anwesend, die er uns der Reihe nach vorstellte. Es waren meist türkische Offiziere. Der Bey selbst bellachte den Majorstrang bei der Weisheit. Er war zweimal in Oesterreich gewesen und schickte nun seine Erinnerungen von dieser Reise auf.

„Meine Frau heisst auch willkommen!“ sprach er lächelnd, als er zurückkehrte. „Sie dankt für euren Besuch und freut sich, daß ihr euch in unserem beisehenden Heim wohl befindet.“ Auf einen Wink des Bey wurde jeder der Tisch hinausgetragen und auf einem anderen Tisch brachten die Diener die dampfende Suppe herein. Das Abendessen nahm dann seinen Anfang. Mit uns „Franken“ saß noch der Hausherr zu Tische; die übrigen Offiziere nahmen am Nachtmahl keinen Antheil, sondern machten sich durch das Herumtreiben der Schüsseln mühsam, was sie mit vollendetem Zuversichtlichkeit beizogen. Wie wir später erfuhr, geschah das, weil ihrer Seite aus besonderer Rücksicht für uns und aus Freundschaft für den Hausherrn. Das Souper hatte mindestens fünfzehn Gänge und mein Vortrieb gegen die türkische Küche mußte der höchsten Anerkennung weichen, als ich die vorzüglich zubereiteten Speisen kostete. Ueber unser linke Schulter hatte man ein langes weißes Tuch gelegt, das diente als Serviette, da die Türken die guten Tücher mit dem Dammen und Zeigern aus der Schüssel holen.

gelegt; der Bey inbekannt mit uns nur mit Musiklaute spielen. Nach der Mahlzeit setzten sich auch die Offiziere zu Tische und schwenkten lustig den Maßstabbecher. Unser Hausherr brachte auch einen Toast aus.

„Ein guter Nachbar ist mehr werth, als ein Verwandter,“ sagte der Hausherr. Die Nachbarn hielten, nachdem sie sich à la turca auf dem Fußboden niedergelassen hatten, ihre Instrumente hervor und zwar eine Klarinette, ein Tamburin und ein „Kaman“; das letztere gleicht einer Zither, ist aber etwas größer. Nach kurzem Stimmen fingen sie mit einer türkischen Melodie an. Die Klarinette führte den Ton; das „Kaman“ begleitete mehr die Begleitung und mit dem Tamburin trug man eine unendliche Variationen, die immer wiederholende Melodie, für die wir uns das Verständnis verschaffen blieben. Dann sprang die Musik in größere Lebendigkeit über und die Musikler begannen dazu zu singen. Nun trat ein Diener herein, verneigte sich dreimal vor uns, streifte seine Schuhe ab und legte in der Mitte des Zimmers zu einem Tische los.

Zu Beginn machte der Tänzer kleine Schritte, hob die Arme zur Schulterhöhe und wiegte den Oberkörper hin und her. Dann brachte er die Beine in Form, neigte sich nach rechts, nach links und senkte den Kopf nach rückwärts auf die in einander gefalteten Arme. Darauf drehte er sich bald auf dem einen, bald auf dem anderen Bein wie ein kreisel mit bewundernswürdiger Begleitkraft, bald schneller, bald langsamer, immer im Einklang mit dem rhythmus der Musik. Dabei beugte der Tänzer an allen Gliedern, als ob ihm ein Delirium ergriff hätte - und das dauerte eine gute Stunde, ohne daß es uns zu lang gedauert wäre. Es lag ein gewisser unerklärlicher Zauber in der Erscheinung des Täncers, der mit halbgeschlossenen Augen, mit bleichem Anstrich, lautlos wie ein gepeinigtes Weien den Reigen aufführte.

Diese Art Tanz, die große Gelächterkeit erfordert, ist Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt





Coursnotierungen		Der Berliner Börse vom 4. Januar (Schluss-Cours).	
<b>Deutsche Fonds und Staatspapiere.</b>			
Preuss. 3 1/2% Anl. 1880	144 50	Preuss. 3% Anl. 1880	141 50
Preuss. 4% Anl. 1880	141 50	Preuss. 3 1/2% Anl. 1880	137 50
Preuss. 4 1/2% Anl. 1880	137 50	Preuss. 3% Anl. 1880	134 50
Preuss. 3 1/2% Anl. 1880	131 50	Preuss. 3% Anl. 1880	128 50
Preuss. 3% Anl. 1880	128 50	Preuss. 3% Anl. 1880	125 50
Preuss. 3% Anl. 1880	121 50	Preuss. 3% Anl. 1880	118 50
Preuss. 3% Anl. 1880	115 50	Preuss. 3% Anl. 1880	112 50
Preuss. 3% Anl. 1880	109 50	Preuss. 3% Anl. 1880	106 50
Preuss. 3% Anl. 1880	103 50	Preuss. 3% Anl. 1880	100 50
Preuss. 3% Anl. 1880	97 50	Preuss. 3% Anl. 1880	94 50
Preuss. 3% Anl. 1880	88 50	Preuss. 3% Anl. 1880	85 50
Preuss. 3% Anl. 1880	81 50	Preuss. 3% Anl. 1880	78 50
Preuss. 3% Anl. 1880	74 50	Preuss. 3% Anl. 1880	71 50
Preuss. 3% Anl. 1880	67 50	Preuss. 3% Anl. 1880	64 50
Preuss. 3% Anl. 1880	61 50	Preuss. 3% Anl. 1880	58 50
Preuss. 3% Anl. 1880	54 50	Preuss. 3% Anl. 1880	51 50
Preuss. 3% Anl. 1880	47 50	Preuss. 3% Anl. 1880	44 50
Preuss. 3% Anl. 1880	41 50	Preuss. 3% Anl. 1880	38 50
Preuss. 3% Anl. 1880	34 50	Preuss. 3% Anl. 1880	31 50
Preuss. 3% Anl. 1880	27 50	Preuss. 3% Anl. 1880	24 50
Preuss. 3% Anl. 1880	21 50	Preuss. 3% Anl. 1880	18 50
Preuss. 3% Anl. 1880	14 50	Preuss. 3% Anl. 1880	11 50
Preuss. 3% Anl. 1880	7 50	Preuss. 3% Anl. 1880	4 50
Preuss. 3% Anl. 1880	1 50	Preuss. 3% Anl. 1880	

**Bekanntmachung.**  
Die Grundbuchblätter und ihre Rectoren werden gemäß der Polizei-Verordnung vom 5. Juli 1893 behufs Vermeidung von Strafen wiederholt darauf hingewiesen, daß die Bürgerliche und Rindliche täglich zu reinigen, von Eis und Schnee frei zu betreiben und erforderlichen Falls mit geeignetem, die Gänge abstumpfendem Material zu betreiben sind. Wegen Reinigung des Fußbodens wird auf die bei den Verwaltungen hingenommenen, Halle a. S., den 2. Januar 1897.

**Bekanntmachung.**  
Im laufenden Jahre sind wiederholt Verhaftungen durch Sublimatpflücken zur Sprache gebracht worden. Dies giebt Veranlassung, eine besonders strenge Ueberwachung der Handhabung der über die Abgabe farbiger Kleinteile bestehenden Vorschriften — Bekanntmachung vom 22. Juni 1896, Min. Bl. f. d. inn. Verw. S. 123 — zu empfehlen.  
Die Herren Ärzte werden ersucht, Sublimatpflücken nur in solchen Mengen zu verabreichen, wie sie für den einzelnen Krankheitsfall vorausichtlich erforderlich ist und dabei die Umgebung des Kranken auf die Giftigkeit des Mittels und die zur Verhütung von Unfällefällen erforderlichen Vorsichtsregeln aufmerksam zu machen.  
Das nicht erforderliche, insbesondere überschüssig abgemessene, Giftmengen, Gebühnen, Seidenerien, werden nachahmlich durch den Gebrauch von Sublimatpflücken bedingten Gefahren hingewiesen und denselben unter Betonung der eigenen Verantwortlichkeit größte Vorsicht bei Aufbewahrung und Verwendung der Pflücken zur Pflicht gemacht.  
Halle a. S., den 31. Dezember 1896.

**Bekanntmachung.**  
Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß laut Befehl der Veranlagungskommission im Stadtreise Halle bei der nächstjährigen Einkommensteuer-Veranlagung und bis auf Weiteres wiederum die früheren Sätze bei Verrechnung des Einkommens aus selbst genutzten oder vermieteten Wohngebäuden im Allgemeinen unbenutzt — also ohne nähere Prüfung des Sachverhalts — zugelassen werden sollen, und zwar:  
a) bis zu 1/2 Prozent der Feuerversicherungsprämie des betreffenden Gebäudes als Unterhaltungskosten (Reparaturen, Strohfürreinigung, Abfuhr, Schornsteinfegerlohn u. s. w.);  
b) bis zu 1/2 Prozent der Feuerversicherungsprämie für Abnutzung.  
Werden höhere Abzüge für Unterhaltungskosten beantragt, so bedarf es regelmäßig eines besonderten mit Rechnungen belegten Nachweises über die Höhe und Art der einzelnen Ausgaben. Bei dem Festsetzen des Einkommens sind Aufwendungen für etwaigen Umbau, Ausbau oder bessere Ausstattung des Gebäudes, oder für die Anlage und Pflege eines zur Annehmlichkeit dienenden Parkgrundes gesetzlich nicht abzugsfähig.  
Sollten die oben erwähnten nur im Allgemeinen zulässigen — Abzüge der Veranlagungskommission im einzelnen Falle als zu hoch und den Beschäftigten nicht entsprechend erachtet, so werden dieselben bis zum Nachweis des Gegenfalls schädigungsweise angemessen niedriger festgesetzt werden.  
Halle a. S., den 31. Dezember 1896.

**Der Vorsitzende der Einkommensteuer-Veranlagungskommission des Stadtkreises Halle a. S.**  
Hababitzki, Regierungsrath.

**Aufruf an unsere evangelischen Mitbürger.**  
Unsere neugegründete Paulusgemeinde (der von der Dehauer, Wüchters- und Heitstraßen eingeschloßene Stadtheil), die jetzt schon über 10 000 Seelen zählt und in ihrem und ihrem nächsten Umkreise die höchste Zahl von Gemeindegliedern, was sie ihrer Sammlung und Gründung bedingt, eine eigene Kirche! Ungefähr der zehnte Theil der zum Bau nötigen Summe ist, Dank der Mithilfe des hiesigen Kirchbaurathes, vorhanden. Aber wenn Gehülfe fehlen noch.  
Hadden wir in unserer eignen Gemeinde eine freiwillige Sammlung gehalten haben, werden wir uns um die schon oft bewährte Bereitwilligkeit der gesammten evangelischen Einwohnerchaft unserer Stadt mit der höchsten Bitte, uns zu heil.  
Wer es weiß, was er an feinem evangelischen Glauben besitzt, wenn die Ehre unserer altverehrten Stadt im Herzen liegt, anstehend der großartigen Bauten der katholischen Kirche, wenn in dieser Zeit erster Noth und Gegenwart in unsem Bort mitarbeiten mit einem Werk des Friedens und der Gütigkeit, das, mit's Gott, für Jahrhunderte leben soll, der helfe und unsere Kirche bauen, zum Segen für viele, unserer Stadt zur Ehre und unserm Volk zu Lob und Preis.  
Im Monat Januar werden Voten mit Einmalkosten, die durch die Stempel der Polizei, des Stadtwirtschaftsamtens und unter Gemeinde beurlaubt sind, von Hans und zum Beiträge bitten. Und sind die Herren Bauherrn F. S. Schumann (St. Stephanstr. 19) und H. Schaefer (Mühlstr. 10) zur Annahme von Beiträgen freundlich bereit.  
Halle a. S., den 1. Januar 1897.  
Der Kirchvater der Paulus-Gemeinde.

**Photograph. Apparate**  
u. alle Bedarfs-Artikel.  
**Eigene Fabrik.**  
Billige Preise.  
**Max Wergien,**  
4 Remböhmer 4.  
Preisliste kostenlos.  
Verdingung.  
Für den Neubau des amtierenden Gerichts- und Gefängnisgebäudes zu Halle a. S. sollen die Arbeiterarbeiten zu 65 Thüren, die Schlosserarbeiten zu 65 Thüren (Lohn I) und zu 2100 kg Geländer (Lohn II), letztere vereint oder getrennt, offen vergeben werden.  
Die Verdingungunterlagen sind an Wochenagen von 9-1 Uhr und von 3-6 Uhr im Amtszimmer der Kreisbauinspektion zu Sangerhausem einzusehen. Angebotsformulare, Verdingungsbedingungen und Zeichnungen sind gegen vollste Einzahlung von 2,00 Mark für die Arbeiterarbeiten, von 2,70 Mark für die Schlosserarbeiten ebenfalls zu beziehen. Die Zeichnungen können nicht abgegeben werden. Vollständige Angebote sind mit ferngelegener Aufschrift zu versehen und zu dem am 23. Januar 1897, Vormittags 9 Uhr, stattfindenden Verdingungstermine in der Kreisbauinspektion einzubringen, wobei die Öffnung in Gegenwart eines ordentlichen Diener (Hilfsdiener).  
Der Zuschlag erfolgt in spätestens 3 Wochen.  
Sangerhausen, den 30. Decbr. 1896.  
Der König. Regierungsbauinspektor.  
Der Königl. Regierungsbauinspektor.

**Zu verpachten ein Gasthof**  
auf dem Lande. Cautionsfähige Pächter wollen sich melden bei der Gasthofbräuerei zu Halle/Leipzig a. S. 46

**Zwei neumilchende Kühe**  
zu verkaufen Mühlendorf Nr. 17. 158

**Runkelrüben-Samen**  
(Zurücksendungen),  
rothe Rüben, bewährte halbe Sorte, große Samen, im Ganzen 24 Mark, bei unter Garantie abzugeben.  
Klein-Waldingen (Anhalt).  
E. Strampf, Ostseebäder.

**Otto Friele**  
Buchdruckerei und Verlag der „Halle'schen Zeitung“  
(Alleiniger Inhaber: Otto Thiele)  
Halle (Saale), Leipzigerstr. 87  
empfehlen sich zur elegantesten und schnellsten Herstellung aller kaufmännischen Drucksachen  
via Mittheilungen, Briefbogen, Couverts, Preislisten  
u. s. w. u. s. w.  
bei billigsten Preisen.  
Muster und Preise stehen jederzeit gratis zu Diensten.  
Rit 1 Heile.

**Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.**



Abſinth.

Nachdruck verboten.

Roman von M. Corelli.

8) Aus dem Engliſchen von Adele Berger.

Sobald ich einen leeren, geſchloſſenen Wagen erblickte, rief ich ihn an, half Pauline hinein und ſetzte mich neben ſie. Bald fuhr er wir raſch der Wohnung des Grafen von Charmilles zu, und meine zitternde Gefährtin wurde von neuer Angſt ergriffen.

„Was willſt Du thun, Gaſton?“ fragte ſie flüſternd.

„Nichts!“

„Nichts?“ wiederholte ſie, und ihr bleiches Geſichtchen ſah in dem gelben Licht der Wagenlaterne geiſterhaft aus.

„Nichts . . . außer Dich nach Hauſe bringen . . . und dann ſelbſt nach Hauſe fahren.“

„Aber . . . Silvion . . .“ ſtammelte ſie.

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein!“ ſagte ich, während die bloße Erwähnung dieſes Namens meine Wuth von Neuem anfachte. „Heute werde ich ihn auf keinen Fall auffuchen; es iſt zu ſpät, um unſere Rechnung noch miteinander abzumachen.“

„Gaſton!“ ſchluchzte ſie, „ich habe Dich um Mitleid gebeten!“

„Und ich habe geſagt, daß Sie mir Zeit laſſen ſollten!“ gab ich zurück. „Ich muß über die Art und Weiſe meines fünftigen Handelns nachdenken; mittlerweile — für die erſte Zeit — iſt Ihr Geheimniß ſicher bei mir aufbewahrt, ich . . .“

„Aber Sie werden unſere Verlobung auflöſen, nicht wahr?“ ſiel ſie angſtvoll ein. „Sie werden Allen ſagen, daß wir anderen Sinnes geworden ſind, daß wir uns nicht heirathen wollen?“

Ich ſah ſie feſt an.

„Ich glaube nicht, daß ich es in dieſer Weiſe thun werde,“ antwortete ich. „Um ein derartiges Benehmen meinerſeits zu entſchuldigen, müßte ich ſelbſtverſtändlich Ihrem Vater die Urſache des Bruches angeben.“

Sie wich ſchauernd in den Hintergrund des Wagens zurück.

„O, es wird ihn tödten!“ ſöhnte ſie, „ich weiß es ſicher, es wird ihn tödten!“

„Ein Mord mehr oder weniger iſt bei einem ſolchen Maſſenmord wahrer Gefühle kaum von Bedeutung,“ ſagte ich kalt.

„Sie haben Ihr Schickſal ſelbſt gewählt, Pauline, nun müſſen Sie dabei bleiben. Glauben Sie, daß Guidel Sie heirathen wird, wenn Sie frei ſind?“

Sie ſah raſch, mit plötzlich auftblühender Hoffnung auf. „Ja — — er muß es — — er hat es geſchworen!“

„Dann ſoll er ſeinen Schwur ſofort erfüllen. Iſt dies einmal geſchehen, ſo iſt das Schwerſte für Sie vorüber — um mich und mein zerſtörtes Leben brauchen Sie ſich nicht mehr zu kümmern. Die Thatſache einer heimlichen Ehe zwiſchen Ihnen und Herrn Guidel wird aller Diſkuſſion, ſoweit ſie mich betrifft, ein Ende machen.“

Ein müder, verſtörter Ausdruck glitt über ihre Züge, und ich lächelte bitter: Guidel würde ſich mit der Erfüllung ſeines Schwures wohl nicht ſehr beeilen!

Oben bogen wir in die breite, prächtige Avenue ein, in der ſich das ſtattliche Heim des Grafen von Charmilles befand.

„Hören Sie,“ ſagte ich, mich zu ihr beugend und jedes Wort betonend. „Ich will Sie frei geben, wenn Silvion Guidel einwilligt, Sie ſofort, ohne Aufſchub zu heirathen. Thut er dies nicht, ſo muß ich, wie ich Ihnen bereits geſagt habe, Zeit haben

um über den beſten Ausweg aus dieſer fürchtbaren Verwickelung nachzudenken.“

Der Wagen hielt an, wir ſtiegen aus, und ich bezahlte und entließ den Kutfcher. Sie flüſterte leiſe, daß ſie durch den Garten gehen und durch die große Terraffenſtür des Frühſtückszimmers, durch welche ſie heimlich entſchlüpft war, in das Haus gelangen würde, und dann richtete ſie, mitten in Sturm und Regen, die traurigen, blauen Augen noch einmal auf mich.

„Hab Mitleid mit mir, Gaſton,“ ſagte ſie. „Vergiß nicht, daß Du mich retten kannſt, wenn Du wiſtſt! Gott mache Dich mir gnädig!“

Und mit einem ſchwachen, ſchluchzenden Seufzer trat ſie durch das große Thor, glitt zwiſchen den Bäumen des Gartens hindurch und verſchwand.

Möglich fand ich mich auf dem bekannten Wege nach den Champs Elyſées; die Bäume bogen ſich wild hin und her und ſtöhnten unter der Verwüſtung, die das zarte Frühlinglaub von ihren Zweigen riß; müde an Geiſt und Körper, ſetzte ich mich auf eine der geſchützteren Bänke, um zu einem Verſtändniß der Unheils zu gelangen, das mich befallen hatte. Und wie ich an die mannigfaltigen Träume von Glück, an die ſeligem Tage dachte, die ich ſeit Kurzem verliebt, ſtürzten mir die Thränen auf den Augen. Gewiß, ein Mann darf weinen, wenn er allein iſt, und ich weinte um den bitterſten Verluſt, den ein Menſch erleiden kann, den Verluſt von Liebe, und den verlorenen Glauben an die Ehre der Menſchen. Die Tropfen, welche meine Augen blendeten, waren heiß wie Feuer; ſie verbräunten meine Augen, aber in gewiſſem Maße halfen ſie mein Gehirn klären; der Sturm von Wuth und Schmerz in mir beruhigte ſich allmählich, und ich konnte nicht nur die Ausdehnung meines eigenen Unglückes, ſondern auch das des unglücklichen Mädchens ermeſſen, dem ich ſo oft geſchworen hatte, für ſie ſterben zu können.

Eine Hand feſt an meine Augen drückend und meine thörlichen Thränen zurückpreſſend, bemühte ich mich aus ganzer Kraft, die ganze unſelige Geſchichte von der barmherzigen Seite aufzuſaſſen. Ich war unter meines Vaters ſorgſamer Obhut in den Prinzipien ſtrenger Ehre und praktiſcher, nicht theoretiſcher Philoſophie aufgezogen worden, denn ſeine Anſicht eines edlen Lebens war, daß man Gutes thun müſſe, ſo oft man es thun könne, und wenn nicht, ſich wenigſtens des Böſen enthalte. Wenn ich an dieſe Lehren glaubte, ſo war jetzt die Zeit, danach zu handeln. Paulinens Liebe konnte ich nie mehr zurückgewinnen — die war mir geſtohlen oder aus freiem Willen meinem Nebenbuhler geſchenkt worden — aber es lag in meiner Macht, ſie wieder glücklich und geachtet zu machen. Wie? Nichts war leichter. Zuerſt müßte ich zu dem guten Vaudron gehen und ihm in Vertrauen Alles ſagen; ich müßte ihn bitten, daß er die geſetzliche Trauung zwiſchen Pauline und ſeinem Neffen ſofort und heimlich vollziehe; ich müßte den Neuwermählten mit Geld helfen, damit ſie Paris ſogleich verließen, und, wenn ſie einmal abgereist waren, dem Grafen von Charmilles von allem Mittheilung machen und ſeinen ganzen Zorn an mir austoben laſſen. Damit würde ich Paulinens ewige Dankbarkeit gewinnen, ihre Eltern würden ſich mit der Zeit mit dem neuen Schwiegerſohn befreunden und Alles würde gut werden. Ich, nur ich würde der einzige Leidende ſein! Aber muß ich echter Mann ſich nicht opfern, wenn er die einzige Frau, die er liebt, glücklich machen kann? Andererſeits gab es einen natürlideren Plan der Rache: ein Wort zu Paulinens Vater, und ſie war verloren, ich konnte dann Guidel fordern und mein Möglichſtes thun, um ihn zu tödten, was mir wahrſcheinlich gelingen würde, und ſo den alten Vaudron und ſeine einfachen Verwandten in der Bretagne ins Unglück ſtürzen . . . ich konnte all dies thun und trotzdem unglücklich ſein. Ich dachte und dachte, grüdelte bis mir

der Kopf schmerzte, die gute und die böse Seite meiner Natur, kämpfen einen verweifelten Kampf, während mein Gewissen, wie ein fernstehender Beobachter, unfähig war, zu entscheiden, wer gewinnen würde. Der Kampf der Elemente ringsum war nicht wilder als der Kampf in meinem gequälten Herzen; aber durch Alles hindurch klang die klagende Stimme Paulinens — Paulinens, die ich doch noch liebte — an mein Ohr: „Hab Mitleid mit mir, Gaston! Gott mache Dich mir gnädig!“ bis ich allmählich, ganz allmählich den Sieg über meine dunkleren Leidenschaften errang. Ich beschloß, Pauline zu retten, beschloß, die Ehre des Mädchens, das mir vertraute, wieder herzustellen und Niemand, selbst meinem Vater nicht, etwas zu sagen, bis das Werk der Vergeltung und Hilfe unumwiderrlich geschehen war.

**Zwölftes Kapitel.**

Ich weiß nicht, wie lange ich auf der Bank in den Champs Elyées saß, während der Regen auf mich niederschlug; denn das Klagen mit meinem schlechteren Selbst hatte mich die Zeit nicht bemerken lassen. So erstarrt war ich vor Kälte und Glend, so blind für die ganze Umgebung, daß ich erschrad, als wäre dicht neben mir ein Pistolenschuß abgefeuert worden, als eine Hand auf meine Schulter fiel und eine heisere Stimme halblachend rief:

„Gaston Beauvais, bei allen Göttern und Göttinnen! Gaston Beauvais, naß wie eine gefangene Ratte! Was zum Teufel thun Sie hier zu nachtschlafender Zeit, Sie Glücklicher, auf den Francs nur so niederregnen? Was bringt Sie auf die Idee, mit den Elementen zu fraternisiren und mit ihnen zu wetten, wer besser stöhnen und heulen kann? Meiner Treu, ich kann es kaum glauben, daß dies durchweichte Bündel schöner ruinirter Kleider Sie sind!“

Ich sah auf, erzwang ein Lächeln und hielt ihm meine Hand hin. Ich erkannte den Sprechenden: freilich war er in seiner Art eine zu merkwürdige Person, um nicht sofort erkannt zu werden. Ganz Paris kannte André Gessonier, einen armen Teufel von Künstler, dessen Bilder viel zu außerordentlich und kühn für jeden respektablen Haushalt waren und der sich deshalb bloß armselig durch seine gewagten Kohlestizzen aller berühmten Tänzerinnen und Operettensängerinnen ernährte. Seine bizarre Erscheinung in dem fadensteinigen Anzug war jedem Besucher der Boulevards bekannt, und thatsächlich war sie excentrisch genug, um die Aufmerksamkeit jedes Fremden zu erregen. Seine mageren Beine waren mit den denkbar engsten Beinkleidern bekleidet, die durch häufiges Aufstampeln — um den ausgefaherten Rand zu verbergen — so kurz geworden waren, daß sie fast eine viertel Elle der rothen Socken frei ließen; sein dünner Rock, der einzige, den er für Winter und Sommer besaß, war dicht über seiner Brust zugeknöpft, um den Mangel der lange verjetzten Weste zu verbergen; ein Kragen mit sehr großen, ungestärkten, schmutzigen Enden flatterte um seinen mageren Hals, von einem Streifen hochrothen Flanelles gehoben, der als Kravatte diente; auf den buschigen, halb ergrauten, immer zerzausten Haaren trug er einen zerknüllten Hut von der echten Banditenform, den er schon mehrmals mit Tinte geschwärzt hatte, um seine antike Kofifarbe zu verbergen, und den er mit großer Sorgfalt stets schief aufsetzte, um, wie er einst erklärte, Gleichgültigkeit gegen die Welt auszudrücken. Armer Teufel!

Ich hatte ihn immer von Herzen bedauert und manches Zwanzigfrancsstück hatte von meiner Tasche den Weg in die seine gefunden. Ein graufames Schicksal hatte ihm Genius ohne Vernunft verliehen, und das ganz natürliche Resultat dieser Gabe war, daß er hungerte. Er war voll zuter, selbst seiner Gedanken; es gab Zeiten, wo er von dem glücklichsten Witz überströmte; viele Leute hatten ihn gern, bemühten sich sogar, ihm substantiell zu helfen, ohne jedoch in ihren barmherzigen Bestrebungen Erfolg zu haben. Denn André war einer von Gottes Unverbesserlichen — weder Geld noch guter Rath half ihm ein Jota. Erhielt er einen Auftrag, ein Bild zu malen, so produzirte er eine titanische Leinwand, die ihrer Größe nach nur für eine Kathedrale gepaßt hätte, und auf dieser Leinwand skizzirte er so lustige Personen, daß der mit den besten Absichten gekommene Käufer entsetzt seinen Auftrag zurückzog und floh, ohne auch nur den Duft eines Francs zurückzulassen. So befand sich der arme Teufel immer in Geldverlegenheit, und wenn man ihn ins Gebet nahm und ihm sagte, daß er selbst an seinem Unglück schuld sei, so nahm er eine Miene der naivsten Verwunderung an

„Sie machen mich erkaunen“, pflegte er zu sagen, „wirklich, Sie machen mich erkaunen! Bin ich schuld, wenn die Leute, die Bilder kaufen, keinen Geschmack haben? Ich kann keine holländischen Interieurs malen — eine Krübe, die auf das Gesicht werden wartet — ein dickes, altes Weib, das Kartoffeln schält — einen alten, beständig frierenden Herrn, der sich über ein Kohlenbecken bückt, um seine alte Nase zu erwärmen, während ein Hund und zwei Katzen vertraulich zu seinen runzligen Händen aufsehen — das ist nicht meine Sache! Ich kann nur große Dinge malen, nur klassische Gegenstände; ich kann nicht zu dem Standpunkt vulgärer Geister hinabsteigen! Meinetwegen will ich arm sein, hungern, aber ich will mein künstlerisches Gewissen behalten. Eine dankbare Nachwelt wird vielleicht anerkennen, was diese gedankenlose Zeit verwirrt!“

Das war der Mann, der jetzt wie ein Gespenst im Regen vor mir stand und dessen trübe Augen mit einem leichten Interesse aufleuchteten, als er sie auf mich richtete. Ich konnte meine Stimme nicht sogleich beherrschen, um ihm zu antworten, und er schlug mir nach einer Pause wieder auf die Schulter.

„Haben Sie die Sprache verloren, Beauvais, oder Ihren Muth oder was sonst? Sie sehen entsetzlich aus, wollen Sie meinen Arm nehmen?“

Der Ton freundlicher Theilnahme in seiner Stimme rührte mich — ein andermal hätte ich gezögert, mich mit einer so bizarren Erscheinung, wie er es war, sehen zu lassen — aber es war so spät, und ich fühlte mich so unglücklich, so verlassen, so hoffnungslos, daß ich mich selbst über die Gesellschaft dieses armen Teufels freute und daher seinen angebotenen Arm annahm, einen Arm, dessen spitzen Knochen ich durch den abgetragenen Ärmel fühlte.

„Ich bin wirklich etwas außer Rand und Band“, sagte ich dann, mit der Absicht, meine Verstimmung als bedeutungslos hinzustellen, „das Spazierengehen in einer solchen Nacht ist gewiß nicht amüsant. Aber — — wenn man in Sorgen steckt — —“

„Sorge!“ rief Gessonier, seine freie Hand zur Faust ballend und gegen den drohenden Himmel herausfordernd schüttelnd. „Sorge ist das Fischweiz der lebenswürdigen Gottheit da oben, die keiner von uns sehen kann und die nur wenige zu kennen wünschen. Mitten aus den Wolken, ganz unerwartet, fällt das große, schwarze Netz herab, und wir sind darin Alle gefangen, kämpfen und strampeln um das liebe Leben, gerade so wie die hilflosen Fische, die wir selbst so gern fangen, tödten und verschlingen. Wir Alle sind in unserer Weise kleine Götter, und der große droben ist nur eine vergrößerte Ausgabe, denn die Bibel sagt: „Er schuf uns nach seinem Ebenbilde!“ So sind Sie auch gefangen, lieber Freund? Das ist schlimm! Aber lassen Sie mich Sie darauf aufmerksam machen, daß es in dem Netz ein paar große Löcher giebt, durch welche jene, die goldene Schuppen haben, leicht heraus und entschlüpfen können!“

Armer Gessonier! Wie alle Hungerigen hielt er das Geld für das Heilmittel aller Uebel!

„Mein lieber Junge“, sagte ich leise, „es giebt Leiden, die selbst Krösus unter seinen Goldbarren zu Tode quälen können. Ich fange an zu denken, daß Armuth eines der geringsten menschlichen Leiden ist.“

„Vollkommen richtig!“ rief Gessonier mit triumphirender Miene. „Es giebt nichts, an das man sich so leicht gewöhnen kann, es paßt einem wie ein alter Rock! Man hört auf, sich nach einem Mittagessen zu sehnen, sobald man es nie bekommt. Es ist ganz merkwürdig, wie der Appetit sich den Umständen anbequemt und sich mit einer Zwanzigcentimes-Cigarre statt mit einem Filet für einen Frank begnügt — das Filet geht einem zuletzt gar nicht mehr ab! Und wie viele merkwürdige Fälle von Menschen hat uns kürzlich die Wissenschaft gezeigt, die eine lange Zeit ohne eine andere Nahrung als Wasser existiren können! Dieser Umstand hat mich höchlich interessiert; ich glaube an dies System, habe es sogar versucht — zu meinem eigenen Amusement natürlich — ja ich habe es mehrere Tage hintereinander versucht — und es hat mir sehr gut angeschlagen! Die Fische werden einem ganz leicht, und man glaubt fliegen zu können, als wäre man körperlos — ein höchst sonderbares, angenehmes Gefühl!“

Das Herz that mir weh — dieser Mann hungerte, und meine Börse war voll. Ich drückte seinen mageren Arm fester an mich und vergaß ein paar Minuten lang meinen eigenen Kummer.

(Fortsetzung folgt.)

Das

elektrisch zu leben viele ne Stoffen damit rechnen verbreit große Stoffes Wilson Schmels seiner elektrisch jedensal dem Er ausweis formlose fäh mit dem ma der Bel stürmisch weißen Kienfack aber n erfunder W haltung Progek ausgebil Handels feit, die wundert ist, so schmelzbar der elektr leicht ich braucht, zu geben nur das Leuchttrü gungstigen herigen Desen u farrer u die imm in minz Geld ve große e deren i Kraft de lager be regen, n wandeln Acetylen auch blo ein wen bids bli war un des Ace ehrenwer wenn n sporne kommen was bei lich, an Leuchtga werden, und Ver Spuren mischung kann. Ab chafteu.



[Nachdruck verboten.]

# Das Acetylen und seine Gefahren.

Von Robert W. Dahms (Greifswald).

Als vor einigen Jahren der Amerikaner Wilson im elektrischen Schmelzofen Kalk und Kohle miteinander erhitzte, um zu sehen, was die geheimnisvolle Kraft, die in kurzer Zeit so viele neue chemische Prozesse ermöglicht hat, wohl aus diesen Stoffen machen würde, entdeckte er das Calciumcarbid und damit die fabrikmäßige Herstellung des Acetylens, dessen unbedeutende Explosivkraft jetzt soviel Schrecken und Beunruhigung verbreitet. Es war nur eine Wiederentdeckung, — denn der große Wähler hat schon vor 35 Jahren Proben des selben Stoffes hergestellt, — und noch dazu eine ziemlich planlose. Wilson erwartete gewiß etwas Anderes beim Definieren seines Schmelzofens, als was er fand; vielleicht hoffte er, wie so viele seiner Kollegen, auf die künstlichen Diamanten, die man der elektrischen Gluth seit zehn Jahren abzugewinnen bemerkt ist, jedenfalls hielt er den Blod erstarrten Gesteins, der sich nach dem Erkalten des Ofens als ein einziges Resultat der Schmelzung auswies, weiterer Untersuchung nicht für werth. Man warf den formlosen Klumpen beiseite, er gerieth durch Zufall in ein Gefäß mit Wasser, und sofort begann jener wunderbare Proceß, in dem man wenige Monate später den Anfang einer neuen Aera der Beleuchtung sah. Ein überriechendes Gas fing an, sich stürmisch zu entwickeln; angezündet, brannte es mit einem so weißen glänzenden Lichte, daß eine Gasflamme daneben einer Kienfackel gleich, — eine mühevolle Darstellung des längst gekannten, aber nur in Spuren nachgewiesenen Leuchtgases Acetylen war erfunden.

Wir wollen uns mit der weiteren, glänzenden Ausgestaltung der Erfindung nicht lange aufhalten. Daß der einfache Proceß der Herstellung von Calciumcarbid bald genug so weit ausgebildet war, um große Fabriken zu seiner Gewinnung als Handelswaare daraufhin zu begründen, läßt sich bei der Wichtigkeit, die man der Erfindung sofort beimaß, wohl begreifen. So wunderbar der ganze Hergang dieser chemischen Umwandlungen ist, so einfach ist ja ihre praktische Durchführung. Zwei unschmelzbare Substanzen, Kalk und Kohle, vereinigten sich unter der elektrischen Hitze mit Begier, und das Resultat ist ein ganz leicht schmelzbarer Körper, den man nur ins Wasser zu werfen braucht, um ihm wieder eine neue Gestalt und Zusammensetzung zu geben: ein Kohlenwasserstoff ist es jetzt, gleich dem Leuchtgas, nur doppelt so schwer und von der zehn- bis zwanzigfachen Leuchtkraft. Was ließ sich nicht von einer solchen Kombination günstiger Umstände alles erwarten! Man sah schon alle bisheriger Gasanstalten begraben, und anstatt der Retorten und Ofen und Maschinen und Reinigungsapparate, statt der Kohlenfarrer und Retortenzieher sah man im Geiste blos noch Leute, die immerfort Calciumcarbid ins Wasser warfen und Acetylen in winzigen Gasometern auffingen und damit unendlich viel Geld verdienten. Amerika, England, Frankreich hatten alsbald große elektrochemische Carbidwerke; mit deutschem Gelde sind deren im vorigen Jahre zwei geschaffen, von denen eins die Kraft des Rheinfalles, das andere die sächsischen Braunkohlenlager benutzen soll, um die gewaltigen Elektrizitätsmassen zu erzeugen, welche Kalk und Steinkohle in Carbid und Acetylen verwandeln sollen. Natürlich kam man bald dahinter, daß in der Acetylentechnik, um ein bekanntes fliegendes Wort zu gebrauchen, auch blos mit Wasser gekocht wird, und daß die Farben anfangs ein wenig stark aufgetragen waren. Der Preis des Calciumcarbids blieb einseitig auf 20 Mark pro Centner stehen, und das war und ist viel zu theuer, als daß dem Leuchtgas von Seiten des Acetylens irgend eine Gefahr erwachsen könnte. Die alte ehrenwerthe Industrie der Gasanstalten, die den Todesstoß, wenn man allen voreiligen Prophezeiungen erfindersüchtiger Heißsporne glauben wollte, mindestens schon ein Duzend Mal bekommen hat, war wieder gerettet. Selbst wenn der Carbidpreis, was bei sehr billigen Wasserkräften, wie am Niagara, wohl möglich, auf 5 Mark pro Centner herabgehen sollte, würde das Leuchtgas im Großen wohl schwerlich vom Acetylen verdrängt werden, sondern es könnte davon nur eine Verbesserung und Verbilligung erwarten, da dem Steinkohlengase, welches Spuren von Acetylen stets enthält, durch eine größere Beimischung desselben eine weit erhöhte Leuchtkraft verliehen werden kann.

Aber das neue Gas erschien, bevor man seine bösen Eigenschaften, die sich nun zu mehreren Malen und zuletzt in der

schrecklichen Berliner Explosionskatastrophe vom 11. Dezember so fürchterlich offenbarten, genauer kannte, einer weit vielseitigeren Verwendung fähig. Vor allem besitzt es ja eine Eigenschaft, die dem Leuchtgas fast ganz abgeht und deren Mangel letzterem niemals eine unbedingte Herrschaft über das Petroleum gestatter wird. Das Leuchtgas will überallhin durch Röhren geleitet sein, das Acetylen dagegen läßt sich, und zwar am bequemsten in seiner Zwischenform als Carbid, transportiren, wohin man es wünscht. Eine Gaslampe in der Gestalt einer tragbaren Petroleumlampe ist noch immer ein frommer Wunsch, eine Acetylenlampe, die viel sauberer und ebenso bequem wie die Petroleumlampe mit Carbidstückchen gefüllt wird, war dagegen eine der ersten Erfindungen, die der Einführung des Acetylens folgten. Für häusliche Zwecke wird vorläufig das Petroleum noch den Vorzug der größeren Wohlfeilheit vor dem Acetylen haben, obwohl man z. B. in Frankreich, wo hohe Petroleumzölle auch der Gasbeleuchtung eine viel größere Rolle als bei uns verschafft haben, der Acetylenlampe schon jetzt großes Gewicht beimißt. Für Straßen- und Eisenbahnbeleuchtung dagegen, für Leuchtbojen und ähnliche isolirte oder in Bewegung befindliche Leuchtkraft kann das Acetylen schon jetzt unter allen Umständen eine große Wichtigkeit erlangen, denn die jetzt für diese Zwecke üblichen Methoden der Gasbeleuchtung sind noch keineswegs vollkommen. Die mangelhafte Eisenbahnbeleuchtung mit Fettagas, die wir jetzt genießen, macht bekanntlich für jeden Wagen einen großen Behälter nothwendig, um das comprimirt Gas unter 8—10 Atmosphären Druck mitzuführen. Ein paar Kilogramm Carbid, an Ort und Stelle aufgelöst, besitzen mindestens dieselbe Leuchtkraft. Ja das Acetylen hat noch einen weiteren großen Vorzug, der sogar die Unbequemlichkeit, es überall erst in besonderen Apparaten aus Carbid herstellen zu müssen, beiseitigt: es läßt sich sehr leicht verflüssigen und in drucksicheren Gefäßen verladen, wie man Kohlenäure und andere Gase in Stahlflaschen verschickt. Da diese Flaschen meist auf 200 bis 400 Atmosphären geprüft werden, so hätte die Aufspeicherung des nur auf 40—50 Atmosphären gespannten flüssigen Acetylens in ihnen gar keine Schwierigkeiten, — wenn nicht ein Umstand wäre, auf den ich gleich zurückkommen werde, und der, wie es scheint, der ganzen Acetylenindustrie einen argen Stoß versetzt hat.

Man hat aber von dem Acetylen noch ganz andere Dinge erhofft, als nur eine Hebung der Beleuchtung. Die Thatfache, daß das flüssige Gas oder auch nur das Calciumcarbid es gestattet, die an großen Wasserkräften oder in Kohlenbistritten gewonnene Energie weithin zu transportiren, ohne wie beim Leuchtgas oder bei der Elektrizität eine Leitung nöthig zu haben, ließ weitere große Hoffnungen zu. Da augenblicklich die Technik der Gasstrommaschine zu außerordentlicher Höhe gesteigert ist, dachte man darauf, die Gasmotoren durch Acetylen anstatt Leuchtgas zu treiben und dergestalt die in Form von Carbid versteinerte Kraft der Ströme an anderen Orten durch Gasmotoren wieder lebendig zu machen. Theoretiker von hervorragender Bedeutung, wie A. v. Thering, haben nachgewiesen, daß bei einer billigen Massenherstellung des Calciumcarbids in Zukunft die Acetylenmaschine mit der Dampfmaschine konkurriren könne, und wieder andere haben bereits die Kriegsschiffe und Schnelldampfer der Zukunft mit Gasmotoren ausgerüstet und ohne die schwere Kesselbatterie, nur von Carbid anstatt Kohle beschwert, in den Ozean hinaussteuern. Nach viel mehr! Auch der Chemie sollten aus der Acetylen-Aera neue, unerhörte Fortschritte erwachsen. Das merkwürdige Gas ist einer der leichtreagirendsten Körper, die wir besitzen. Eine Menge von chemischen Produkten, die wir bisher nur auf mühsamen Umwegen, größtentheils aus dem Steinkohlentheer, herstellen können, lassen sich aus dem Acetylen ganz leicht und einfach zusammensetzen. Andere, wie Alkohol, Essigsäure und mehrere weitere, lassen sich zwar nicht aus Acetylen machen, wohl aber aus dem ihm zunächst verwandten Gase, Methylen (Aethylen), und Letzteres kann man wieder aus Ersterem herstellen. In chemisch denkenden Köpfen baute sich bereits die Möglichkeit einer Zukunft auf, von der schon Werner Siemens einst gesprochen hatte, einer Zukunft, welche die ganze Reihe der organischen Gebilde und Lebensmittel, deren Schöpfung heute das tiefste Geheimniß der Natur ist, aus den nackten Elementen aufbauen gelernt hat.

Aber vorläufig sollte, wie so oft, wieder mal Alles anders kommen, und das Acetylen, der geträumte Wohlthäter der leidenden Menschheit, spielt sich einseitig auf ein rechties Schreckgespenst hinaus. Erstens ist es giftig und zwar mindestens in demselben Maße wie das berüchtigte Kohlenoxydgas. Aber damit

wäre fettig zu werden, wir haben ja mit dem Kohlenoxyd umzufringen gelernt und das Acetylen zeichnet sich vor jenem durch einen höchst widerwärtigen Geruch aus, sobald man es jederzeit leicht bemerkt. Ferner ist es explosiv. Das wäre auch nicht schlimm, denn Petroleumgase, Leuchtgase und dergleichen sind es auch und wir verbrennen sie doch. Das Maximum der Explosivkraft tritt bei Acetylen ein, sobald es mit der zwölffachen Menge Luft gemischt ist, Leuchtgas bedarf dazu nur halb soviel Luft. Aber das Schlimme ist nur: Leuchtgas brennt im reinen Zustande sehr gut, Acetylen muß, wenn es nicht ruhen soll, stark mit Luft gewischt werden, oder es bedarf eigenthümlich gebauter Brenner, die einen starken Luftstrom von selbst schaffen. Für den Motorenbetrieb schien auf den ersten Blick die höhere Explosivkraft des Acetylens ein Vortheil, da Gasmotoren überhaupt nur auf den explosiven Eigenschaften ihrer Füllung beruhen. Aber auch das war Schein: die krachenden Detonationen in den ersten Acetylenmotoren verletzten die Anwesenden in Angst und Schrecken, und bis heute scheinen keine wesentlichen Fortschritte erzielt zu sein.

Das Schlimmste aber ist eine gewisse Heimtücke des neuen Gases, die seiner ungeheuren Vielseitigkeit, — in guten wie bösen Eigenschaften — zuzuschreiben ist und die den damit Experimentirenden stets im Ungewissen läßt, wessen er sich zu versehen hat. Plötzlich, blitzschnell eintretende Katastrophen, wie deren in Paris eine sehr unglückliche, die vorübergehend die polizeiliche Schließung der Acetylenfabriken zur Folge hatte, und in Berlin bereits mehrere stattgefunden, führen allmählich einige Aufklärung herbei, aber diese ist, wie es scheint, noch lange nicht genügend, und die Opfer, die sie fordert, sind sehr traurige und große. Besondere Gefahren scheinen bei der Kompression und Verflüssigung des Acetylens vorzuherrschen. Man hat beobachtet, daß das Gas schon bei zwei Atmosphären Druck zu bligartigen Explosionen neigt, bei denen sich unter Hitzegraden von beinahe 3000 Grad das Acetylen in seine Bestandtheile aufgelöst, den Kohlenstoff als feste Masse absetzt und den Wasserstoff entweichen läßt. Im flüssigen Zustande ist die Gefahr einer Explosion noch viel größer, und die anscheinend sichere Thatsache, daß dazu stets die Anwesenheit von Luft in den explosivenden Gefäßen und ein sündender Funke gehören, gewährt bei der geheimnißvollen Art, wie diese Explosionen zu Stande kommen, nur einen schwachen Trost. Bei explosivendem flüssigem Acetylen aber wurden Druckwirkungen von 5000 bis 6000 Atmosphären beobachtet, sodaß alsdann selbst die festesten Stahlflaschen in der That wie Glas zersprengt werden müssen, da ja ihre Festigkeit um mehr als das Zehnfache überschritten wird. Sogar Kupfer, sowie Silber, kann durch die Einwirkung von Acetylen in einen Körper von der Explosionsgefahr des Dynamits verwandelt werden. Schon die geringen Mengen Acetylen, welche dem Leuchtgas durch Zufall beigemischt sind, haben an Kupfertheilen der Leitungsröhren dieses gefährliche Acetylenkupfer abgesetzt und erschütternde Explosionen hervorgerufen. Ob wir überhaupt alle bösen Eigenschaften des Acetylens schon kennen, ist sehr fraglich; vom Kennen aber ist es noch ein weiter Schritt zum sicheren Vermeidenlernen, und erst dieser Schritt wird das Acetylen mit Recht in die Reihe der hilfreichen, wohlthätigen Stoffe emporheben.

## Allerlei.

**Räuberwort.** Die guten alten Zeiten! Da hielten sogar die Räuber ihr Wort und das breitete mitunter den Schleier der Romantik über ihr blutiges Handwerk. Besonders heilig galt das gegebene Wort dem Haiducken, die sich vor den Türken in die Wälder flüchteten, in Serbien und Montenegro unter ihren Führern (Harambaschas) ein förmliches Räuberwesen führten und gegen die Türken einen beständigen Räuberrieg unterhielten. Die serbischen Dichter verherrlichten einzelne Anführer als Nationalhelden. Ein solcher Held ist Harambascha Mirko, von dem Svet. Tjotovic einen seltenen Fall der Einlösung seines Manneswortes erzählt. Eines Tages lagen die Haiducken im Hinterhalte und erwarteten einen türkischen Reiterzug, in dem sich Osman-Bey befand, der den Bruder des Pero getödtet hatte. Pero war aber der Geliebte und naher Verwandter des Harambascha Mirko. Trozdem verbietet Mirko, beim Ueberfall Osman-Bey zu tödten. „Wir werden sie aufrufen,“ so lautete ungefähr seine Anrede, bevor sie den Hinterhalt bezogen. „Wenn sie sich ergeben, nehmen wir ihnen die Waffen und lassen sie gegen Lösegeld frei. Ergeben sie sich nicht, so werden Alle in Stücke gehauen. Daß sich Keiner von Euch unterzieht, inem Türken auch nur den kleinen Finger abzuhauen — wenn sie

sich ergeben!“ — „Wir werden ihnen nichts thun,“ riefen die Haiducken. — Die Türken kamen, wie angepöfset saßen sie im Sattel, den Kopf in die Stirne gedrückt, schöne Gestalten in prächtigen Gewändern. Die Haiducken rührten sich in ihrem Versteck nicht, wortlos blickten sie auf ihren Führer. Mit einem Male frachte sein Gewehr, ein Bey schrannte im Sattel und glitt ohne einen Laut vom Pferde. Unter den Beys entstand große Verwirrung, sie feuerten ihre Pistolen in blinder Wuth nach allen Richtungen ab — ziellos. Da sprang Osman-Bey voran. „Fliehet! Wir sind des Todes!“ schrie er. Doch im Nu waren die Haiducken aufgesprungen und hatten die Türken von allen Seiten umzingelt. „Ergebt Euch!“ rief der Harambascha. „Wir — uns ergeben?“ rief Osman-Bey entgegen und griff an den Säbel. — „Ergebt Euch und kein Haar wird Euch gekümmert! Sonst seid Ihr des Todes!“ — Die Ueberfallenen hielten unter sich eine rasche Berathung ab. Dann wandte sich Osman-Bey an den Haiduckenführer: „Bei Deinem Wort?“ — „Mein Wort!“ — „Nun denn, wir ergeben uns!“ Und die Türken stiegen von ihren Pferden und Osman-Bey schnalzte sich den Säbel ab. Da frachte abermals ein Schuß, Osman-Bey stieß einen Schrei aus, griff sich an die Brust, taumelte und stürzte nieder. Die Türken riefen empört: „So haltet Ihr Wort?“ — Harambasch Mirko war bleich wie der Tod geworden, seine Augen blickten unheimlich. „Wer hat das gethan?“ — „Keine Antwort.“ — „Wer that es?“ brüllte und riß die Pistole aus dem Gürtel. — „Ich,“ und vor dem Führer stand ein blauer Jüngling; es war Pero, des Führers Liebling. „Du?“ fragte Mirko gedehnt. — „Ich.“ — „Warum?“ — „Osman-Bey hat meinen Bruder getödtet und ich habe gelobt, den Getödteten zu rächen.“ — „Weißt Du, was ich gesagt habe?“ — „Ich weiß es.“ — „Weißt Du auch, was Jenem geschieht, der mein Wort mißachtet?“ — „Ich weiß es.“ — „Also — Kopf für Kopf!“ — „Ich habe mich gerächt, mag nun geschehen, was wolle.“ — „Bereust Du?“ — „Ich bereue nicht.“ — Der Harambascha winkte dem Radoja und sagte ihm nur das einzige Wort: „Radoja, Feuer!“ — Die Haiducken erstarrten vor Schrecken, sie liebten Alle den Jüngling. „Radoja, Feuer!“ befahl noch einmal der Führer. Der Radoja ergriß das Gewehr, aber die Hand zitterte. „Heißes Weib,“ schrie der Harambascha, spannte seine Pistole, ein Knall und Pero sank zu Boden. „Kopf für Kopf,“ sagte der Harambascha zu den Türken und auf den in Todeszuckungen liegenden Jüngling deutend, „ich habe ihn Euch ersetzt.“ — Die Türken sprangen auf ihre Pferde und rasteten hinweg. „Was hast Du gethan, um Gotteswillen!“ riefen die Haiducken. „Ich habe das Wort den Türken wie den Serben.“ Dann blickte er auf den bleichen Pero und während eine Thräne über seine Wange rann, sagte er leise zu dem Todten: „Verzeihe, Bruder, die Ehre war mir theurer — als Du!“

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **J. Neumanns Kalender für die praktische Landwirthin auf das Jahr 1897.** Mit Bleistift. Verlag von J. Neumann, Neudamm. Preis in feinem Leinenband mit Gold- und Schwarzdruck hochlegant gebunden 1,50 Mk. Inhaltlich bietet das praktische Taschenbuch, welches von einer erfahrenen und praktischen Landwirthin herausgegeben wurde: Kalendarium nebst Notizkalender für Termine, Geburts- und Sterbetage u. a. m., Notizkalender mit Sprüchen und Küchenzettel für jeden Tag des Jahres, Kassa-Konto, Milch-Tabellen, Butter-Tabellen, Eier-Tabellen, Geflügel-Tabellen. Kapitel über Ernährung im Anschluß an die Küchenzettel, nebst Tabelle der wichtigsten Nahrungsmittel in Bezug auf ihren Nährwerth, Suppen: Allgemeines und Suppenrezepte, Gesundheitspflege und Krankendiät, die Wäsche, Wasch-Tabellen, Zeiteinteilung und Pünktlichkeit, Arbeitstafeln, Trächtigkeitstafeln und Fruchtstafeln, Post und Telegraph, Maße und Gewichte, Tabelle zur Zinsberechnung, Alphabetisches Verzeichniß von Adressen u. a. Aus dieser Inhaltsangabe geht hervor, daß der Hausfrau auf dem Lande hiermit ein wirklich praktisches und handliches Buch geboten wird, welches ihr überall die besten Dienste leisten wird.

— Auch für das neue Quartal 1897 geben wir der bekannnten Wochenchrift „**Das Blatt gehört der Hausfrau!**“ (Verlag von Friedrich Schirmer in Berlin; Preis 1,40 Mk. vierteljährlich) ein freundliches Geleitwort auf den Weg. Die Reichhaltigkeit und Fülle des vorigen Quartals war einfach staunenswerth, so daß es begreiflich erscheint, wenn genanntes Blatt nachgerade 80 000 Hausfrauen zu seinen Abonnenten zählt. Erfreut es doch in seiner Vielseitigkeit eine Wodenzzeitung ebenso gut, wie ein Hausfrauenblatt. Auch für die Herren der Schöpfung bietet die Beilage „Das ganze Deutschland soll es sein!“ des Interessanten in Fülle. Und für die lieben Kleinen sorgt die Beilage „Das Blatt der Kinder!“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Reizigerstr. 87.